

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 20 (1916)

Artikel: Ueber Albert Welti
Autor: Hesse, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575374>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Friedenssehnsucht

Heut' fiel der erste Schnee, der kühle,
Und riß vom Baum das letzte Blatt.

Nun sucht in tiefem Schlafgeföhle
Die Erde ihre Lagerstatt,

Die Erde, die in Rosengluten
Ihr heißes Sommerblut versprüht,
Die Erde, die in Sonnenfluten
Lichtloh gelodert und geglüht.

Was Mühe war, ruht aus im Dunkeln.
Fruchtmüder Acker dehnt sich weit,
Und blasser Sterne sanftes Funkeln
Beleuchtet seine Ruhezeit.

Nur eines will nicht Frieden finden:
Kein Winter kühlt der Völker Haß.
Tod zuckt aus tausend Feuerchlünden.
Not wehklagt ohne Unterlaß.

Wo ist die heilige Gebärde,
Die dieses Weltenwirrsal stillt?
Wo ist die Ruh, draus gleich der Erde
Den Menschen die Erlösung quillt? Ernst Zahn, Göschenen.

Ueber Albert Welti.

Von Hermann Hesse, Bern.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Wann und wo ich zuerst Weltis Namen gehört habe, ist mir nicht erinnerlich. Desto deutlicher erinnere ich mich des ersten Werkes von ihm, das ich sah. Es war die Radierung „Mondnacht“, und bald darauf eine Abbildung des Hochzeitszuges auf der Brücke. Ich hatte aus den Bechern des Impressionismus, zumal der Franzosen, damals schon manchen tiefen Trunk getan und war keineswegs unbedingt auf „Heimatkunst“ und dergleichen eingestellt; aber diese Werke sprachen gleich beim ersten Anblick stark und klar zu mir als schöne und wohlabgewogene Gebilde nicht nur, sondern vor allem als Neußerungen eines Geistes, den ich als verwandt empfand, dessen Kleid und Mundart mir ohne weiteres vertraut und verständlich war. Seit

der Stunde, in der ich die „Mondnacht“ gesehen, hat Welti für mich zu den Künstlern gehört, mit denen ich lebte, deren Stimme ich zuweilen in der Natur zu hören glaubte, an deren Art ich mich und andere maß. Dabei war ein gewisser Mangel an bestechender Technik, den ich sonst leicht peinlich empfand, mir bei ihm von allem Anfang an lieb und rührend, ich habe bei ihm niemals artistische Entzückungen des Pinsels und der Nadel gesucht. Sein Wesen empfand ich vom ersten Kennenlernen an als ganz und gar deutsch, als deutsch mit einem Beiklang von Romantik und mittelalterlicher Seelenkultur. Daneben war aber noch etwas, was ihn mir erst ganz lieb machte, etwas, was er mit niemand teilte, ein ganz eigener Zug, eine

eigene Sprache und Gebärde, in der die Gabe einer tüchtigen Rasse und Stammesart noch mit dem köstlichen Stempel einer eigenen, sehr eigenwillig verzweigten Geistesart ausgezeichnet schien. Dieser Künstler konnte sich keines Ausdrucks, keines Symbols, keiner noch so verbrauchten Allegorie bedienen, ohne daß sie in seinen Händen neu und anders wurde, einen Unterton und Reiz mitbekam. Man mußte, so schien mir, zu diesem Manne unbedingt Vertrauen haben und ihn lieben, weil soviel Geradheit, soviel Natur, soviel Kindheit in ihm war; aber man hatte ihn damit noch lange nicht erschöpft, es war außerdem in diesem Künstler eine seltene Gewalt der persönlichen Phantasie, eine urtümlich-wilde Stärke des Trieb- und Traumlebens, ja ein auffallender Zug von Dämonie vorhanden. Dieser Mann konnte kein Naturalist und kein Impressionist sein; er sah die ganze Welt aus einem Herzen heraus, dessen Leidenschaftlichkeit und Träumerei alle Wirklichkeiten überwog und verlachte. Vielleicht hatte man recht, wenn man ihn mehr einen Dichter als einen Maler nannte, dann war er also ein verirrtes Talent, eine Art von Dilettant und Eindringling, und gerade das paßte ausgezeichnet zu der urwüchsigen Raffigkeit und Wildheit mancher seiner Einfälle und Launen. Doch fühlte ich schon damals, daß auch dies, trotz seinem guten Kern von Wahrheit, nicht die Formel für diesen Menschen war, der innerhalb seiner Art oder Unart eine Meisterschaft, Treue und Selbstbeziehung in seiner Arbeit erreicht hat, wie sie einem bloßen Wildling und Naturspiel versagt wären.

Alles, was ich so über ihn gedacht und phantasiert hatte, fand ich später treu bestätigt. Es vergingen noch Jahre, ehe ich etwas Näheres über ihn erfuhr oder ein Originalgemälde von ihm zu sehen bekam. Als ich verheiratet war und mich am Bodensee niedergelassen hatte, lernte ich beim Maler Württenberger in Zürich und bei Emil Strauß in Ueberlingen noch mehrere Blätter Weltis kennen, von denen namentlich die Lithographie „Das Haus der Träume“ mir wieder einen tiefen, lang nachhallenden Eindruck machte. Hier erfuhr ich auch zum ersten Mal Persön-

liches über den Maler, sah seine Handschrift und seine radierten Postkarten, und wenn ich zuweilen durch die Gäßchen des alten Zürich ging, mußte ich neben Gottfried Keller oft auch an ihn denken.

Und nun dauerte es nimmer lange, bis ich ihn selber in München kennen lernte.

Ich trat ihm mit einer leisen Furcht entgegen. Diese Furcht, beruhend auf einer hohen Verehrung des Mannes, war doch auch gemischt aus einem Bangen vor der Möglichkeit einer Enttäuschung, vor der möglichen Erschütterung und Veränderung eines innern Bildes, das ich fest in mir trug, und aus der Schüchternheit einem Manne gegenüber, den ich als einen Meister kannte und liebte und in dem ich junger Mensch einen überlegenen, reifen, vielleicht ablehnenden Charakter vermutete. Daß man sich vor einem verehrten Künstler einfach hinstelle, ihn mit seiner Verehrung belästige und sein Interesse in Anspruch nehme, schien mir eigentlich unerlaubt, und ohne vermittelnde Freunde hätte ich es nicht unternommen.

Aber kaum hatten wir uns begrüßt, so war alle Bangigkeit verschwunden. Von Enttäuschung war keine Spur, er war fast ganz so, wie ich ihn gesucht und erwartet hatte, nur freundlicher, herzlicher, aufgeschlossener, und zu den erwarteten zeigte er noch eine ganze Reihe von überraschenden neuen kleinen Zügen. Eine kleine Beschämung und Kritik freilich, wie ich sie halb und halb gefürchtet hatte, blieb mir nicht erspart. Gleich im ersten Gespräch kamen wir auf Wohnungswechsel und Umzüge zu sprechen, und ich gestand meine tiefe Abneigung und Furcht vor solchen Prozeduren, denen ich mich nicht gewachsen fühlte, fügte aber hinzu, ich sei einigermaßen gesichert, da meine Frau mir längst versprochen habe, im Notfalle so etwas allein zu besorgen. Da blickte mich Welti aus seinen leuchtend hellblauen Augen kampflustig an und rief kräftig: „Was, so ein Feigling sind Sie?!“ Aber wir verstanden uns gut und wurden am selben Abend Freunde. Ich besuchte ihn in Solln draußen, ich sah einen Abend mit ihm in einer Italienerkneipe, ich brachte einen Vormittag mit ihm in der Druckerei beim Druck einer Radierung zu. Und von da an waren wir oft beisammen, in München,

am Bodensee und in der Schweiz, unsere Frauen wurden ebenfalls Freundinnen, und es ging mit Besuchen, Briefen und Sendungen alle die Jahre bis zu seinem Tod ein Freundesverkehr zwischen uns und unsern Häusern hin und wieder. Dabei mußte man mit ihm nur in einer Hinsicht vorsichtig sein: er war so freigebig, daß er blindlings wegschenkte, und wenn man ihm eine Radierung lobte, so rollte er sie sofort zusammen und gab sie her. Wehrte man sich, so konnte er grimmig werden und sagen, wenn man das Blatt nicht haben wolle, so sei offenbar das Lob vorher nicht aufrichtig gewesen. Etwas von ihm zu kaufen, selbst im Auftrag anderer, war immer schwierig und kostete Diplomaten-schweiß.

Als ich Weltis Bekanntschaft machte, war er auf der Höhe seines reichen Lebens, die herrlichen „Penaten“ hingen im Glaspalast, und zu Hause auf seiner Staffelei stand das Basler Eremitenbild, damals noch mit Einzelheiten, die er später weggetilgt hat, aber im ganzen schon durchaus so still und fertig, so kühlblau und schweigsam fromm, wie wir es heute sehen. Er wollte es für mich, als Beigabe zu einem geplanten Buche, in kleinem Format radieren; weder Radierung noch Buch sind aber zustande gekommen.

Zu den späten Auszeichnungen und Erfolgen, die Albert Welti erlebte, gehörte der Auftrag zu den Berner Fresken, an dem er damals eine rechte Freude hatte. Aber schon begann sein Leben sich zu senken, der Wegzug von München und den dortigen treuen Freunden fiel ihm bitter schwer, in Bern gab es manche Schwierigkeiten (sein Freund und Mitarbeiter Balmer stand ihm treulich bei), und bald nach dem Beginn der großen Arbeit für den Ständeratsaal begann Weltis schon unsest gewordene Gesundheit ihm und den Seinen Sorge zu machen. Im Jahr 1908 war ich im Frühling eine Woche in dem tief in alten Bäumen eingewachsenen Bernerhäuschen zu Gast, damals lachte durchs Haus noch der alte frohe Geist, Kinder und Hunde, Gäste und Ausflüge und schöne Abendstunden mit Schubertliedern. Er führte mich weit in der Landschaft herum und bis nach Freiburg hinüber. In dieses romantische Nest, das er

sehr liebte, hat Welti mich auch noch drei Jahre später als kranker Mann begleitet.

Später sah ich ihn nur noch krank und verfallend, doch immer für die Freunde aufgeschlossen und immer wieder für einen Biß, für eine gute Musik, für ein Buch empfänglich. Manchmal grollte er mit dem alten wilden Temperament über die neueste Kunst, mit der er ganz zerfallen war, und manchmal, in unvergeßlich lichten Stunden, sprach er bescheiden und fein von Plänen künftiger Arbeiten. Nach dem Radieren, das über der Berner Arbeit ganz beiseite gelegt worden war, spürte er einen wahren Hunger. Unerseßlich ist der Verlust zweier seiner schönsten Blätter, des „Gang zum Hades“ und der Lithographie „Das Haus der Träume“. Die Steine dazu waren, da das Blatt seinerzeit keinen Erfolg hatte, vom Verleger wieder abgeschliffen worden. Die vorhandenen Abzüge sind heute Kostbarkeiten. Und die Platte des „Gang zum Hades“ hat ein Drucker durch falsche Behandlung verdorben.

Als ich Welti zuletzt sah, hatte er seine Frau, nächst der Kunst das beste Stück seines Lebens, vor kurzem verloren und lag selber krank und abgezehrt in dem verödeten Häuschen; er sprach mild und gut, aber müde, und ich sah mit tiefem Erschrecken dies kraftvolle und saftige Leben an den Wurzeln verleßt. Einige Monate später ist er gestorben, kurz nachdem ich mich entschlossen hatte, vor allem seinetwegen, nach Bern zu ziehen. Im Jahr 1912, an einem blaudunstigen Sommertag, haben wir ihn begraben. Viele Freunde standen am Grab, denen sein Andenken zum besten gehört, was sie vom Leben erhielten.

Ich schreibe diese Worte in Weltis einstigem Atelier, das nun mein Studierzimmer ist; draußen schütteln meine Buben die Äpfel von seinen Bäumen. Manchmal hat mich mein Weg in die Stadt an seinem Grab vorbeigeführt, und wenn ich in Leid oder in Hast und Sorgen war, sah ich oft sein gutes Gesicht mit den kristallinen Augen wieder, voll von Begütigung und heiterm Spott. Er hat in einer Welt gelebt, die keine häßliche Hast und Wirrnis kannte, obwohl Abgründe genug, und er

hat denen, die ihn kannten, außer seinem Werk auch noch ein Andenken und Beispiel hinterlassen, das sich in der Not bewährt.

Die beiden Quellen seiner Meisterschaft waren eine starke, eigenwillige, aus tiefen Seelengründen genährte Phantasie und ein altmeisterlicher Formwille. In den Radierungen hat diese kühne, ganz männliche, aber tief musikalische Phantasie sich fast ohne Schranken ausgelebt. In der Mehrzahl der Tafelbilder hat der Formwille sie in langen Kämpfen gereift und vereinfacht. An einigen seiner Bilder, an den meisten sogar, hat er Jahre gemalt; das Eremitenbild habe ich zwei Jahre auf seiner Staffelei stehen sehen, ohne daß er in dieser Zeit an einem andern Bild gemalt hätte. Was er an fertig ausgeführten Tafelbildern hinterließ, ist an Zahl nicht eben viel; aber es sind keine Zufallsstücke und Halbgeburten darunter. Und die Meisterwerke seiner Höhezeit, obenan die Penaten, sind von einer wahrhaft magischen, kristallinen Reife und Durchglühtheit. In jeder Arbeit seiner Hände aber,

noch im verlorensten Skizzenblatt, spricht unmittelbar seine rassige, starke Natur und ein edles Herz, dem die frohe Unschuld der Kindheit auch in den trübsten Tagen niemals ganz erloschen ist.

Als Maler hat Albert Welti zu seinen Lebzeiten auf viele als ein Altmodischer und Unzeitgemäßer gewirkt. Man hat das „Altmeisterliche“ seiner Bilder oft schlecht verstanden. Nun aber sehen wir mehr und mehr, daß sein Weg und seine Gedankenwelt nur scheinbar unmodern waren. Wertvolle Neubildungen im persönlichen wie im Kultur-Leben haben stets eine Abwendung vom Gezirgen und ein Wiederaufnehmen älterer, vergessener Werte zur Grundlage. In diesem Sinn soll uns ein Wort aus einem von Weltis Briefen wichtig sein: „Viel ist der deutschen Kunst seit dem Mittelalter verloren gegangen. Mit dem will ich nicht sagen, daß ich jene Zeiten zurückwünsche; aber das viele Gute, das im Laufe der Zeiten verlernt wurde über dem Neuen, muß zurückgewonnen und von dem Neuen muß viel hohles Zeug auf die Seite geschafft werden.“

Die Möve.

Nachdruck verboten.

Skizze von Sophie Jacot Des Combes, Stäfa.

Wie ein runder Spiegel, hell und glatt lag die Pfütze auf der braunen Quaistraße, und blauer Himmel und eine weiße Wolke spielten: „Wer am schnellsten durchlaufen kann“. Manchmal waren sie sich so dicht auf den Fersen, daß sie aneinanderstießen, weiß und blau, im Pfützenspiegel. Die Möve dachte nicht weiter darüber nach, sie hatte Durst. Die Spiegelfläche bekam Risse und Sprünge unter ihren Füßen und Flügeln.

„Bleibe bei mir,“ flüsterte die Pfütze; „sieh, wie groß ich bin, der Himmel spiegelt sich in mir!“

„Ich gehöre dem Meere,“ sagte die Möve und trank.

„Bleibe bei mir,“ liebte die Pfütze; „dein Spiegel will ich sein und dein Meer!“

„Ich brauche Wind und Wellen,“ sagte die Möve und trank.

„Bleib bei mir,“ schmeichelte die Pfütze; „nachts schickt mir der Sternenhimmel seinen schönsten, größten Kronleuchter.“

„Mit wieviel Lichtern?“ fragte die Möve und schluckte weiter.

„Mindestens fünfzig, ausgesucht großen!“

„Ich danke für die Gastfreundschaft,“ sagte die Möve und wischte sich den Schnabel.

„Bleibe, bleibe, alles will ich dir geben ...“

„Sehr schön, sehr schön, aber just das behagt mir nicht so recht ... Es ist so anders als bei meinem Meer ...“

„Ich bin wie dein Meer, da ist kein Unterschied!“

„Doch, da ist ein kleiner Unterschied!“ und die Möve hob den Flügel.

„Glaub das nicht!“ flehte die Pfütze. „Mein Meer hat mir noch nie soviel angeboten wie du,“ und die Möve flog.

„So höre doch, höre doch!“ jammerte die Pfütze ... Aber die Möve schaukelte schon auf einer weißen Schaumkrone. „Weiß und blau auch hier,“ dachte sie, „aber wie anders!“